



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Jacob Grimm über Schiller.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ist, gehört hierher: die Schlachten werden hier geschlagen.“ — Ueber den Verfall Preußens ist viel Ernstdurchdachtes gesagt, und überhaupt enthält das kleine Schriftchen weit mehr, als man nach seinem Umfang (von nur 56 Seiten) vermuthen sollte. —

Kerkerwonne. Historischer Roman aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, von W. Bachmann. Berlin, Decker. Wie die beiden frühern Romane des Verfassers (Fürst Liechten, 1856 und Schloß Krakau 1858) dem Original des Grafen Njemiński nachgebildet. — Ein eigentlich belletristisches Interesse zu erregen, scheint nicht einmal im Plane des Verfassers gelegen zu haben; denn von Einheit der Handlung ist, abgesehen von der Einheit der Person, um welche sich Alles dreht, nicht die Rede; dagegen ist die historische Farbe der Zeit in vortrefflicher Frische und Deutlichkeit wiedergegeben, und wir werden aufs lebendigste in die polnischen Zustände aus der Periode Johann Sobieskis und seiner Nachfolger versetzt. Dieser historische Werth des Buchs ist um so höher anzuschlagen, je unbekannter jene Zeiträume im Ganzen dem größern Publikum sind.

Englisches Lesebuch, enthaltend chronologisch geordnete Meisterstücke der Hauptrepräsentanten der einzelnen Gattungen englischer Prosa, Biographien, Kritiken und eine kurze Geschichte englischer Prosa von J. A. Mannel. Leipzig, Gröbner. — Von der ersten Periode der englischen Literatur (bis 1558) ist nur wenig angeführt, mit Recht, wegen der pädagogischen Bestimmung des Buches; reichhaltiger ist schon die zweite (bis 1660) vertreten, namentlich durch starke Auszüge aus Bacon; wie denn überhaupt das Buch einen durchweg ernsten Charakter hat; der historisch-philosophische Theil überwiegt, wenn auch die Romane und humoristischen Schriften, mit zweckmäßiger Auswahl (namentlich Fielding, Sterne, Scott, Pulver, Irving, Dickens), nicht verschmäht werden. Die weitem Perioden (bis 1702, 1727, 1760, 1800, 1830) sind ziemlich gleichmäßig bedacht. Ein poetischer Theil soll folgen. —

Jacob Grimm über Schiller.

Rede auf Schiller. Gehalten in der feierlichen Sitzung der kön. Akademie der Wissenschaften am 10. Nov. 1859 von Jacob Grimm. Berlin, Dümmler. — Zu dem großen Nationalfeste hat Jeder, gering oder erheblich, sein Scherflein beigetragen; hier aber spricht ein Mann, vor dem wir alle verstummen müssen. In Jahren ein Greis, an Lebensfrische und Lebensmuth noch ein Jüngling, gibt Jacob Grimm von der Bedeutung Schillers einen scharfgeprägten Umriss, den sich Jeder ins Gedächtniß eingraben sollte. — Wir lassen ihn zuerst in dem Felde reden, das ihm eigentlich angehört. — „Unleugbar besitzt Goethe die größere Sprachgewalt, da eine so seltene und vorragende, daß insgemein kein anderer unsrer deutschen Schriftsteller es ihm darin gleichthut. Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz

und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter und Wendungen ist zu seinem Gebot, und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermaßen: kaum daß ein unnöthiges Wörtchen steht; Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht, mit dem er Thaten ausrichtet und Siege davonträgt; Goethe aber vermag der schon entsandten Fülle seiner Redemacht aus ungeahntem Hinterhalte, wie es ihm beliebt, nachrücken zu lassen. Er schaltet in der Schriftsprache königlich. Seine Prosa wird zum mustergültigen Canon und bleibt selbst im canzleinmäßigen Hofstil, den er in alten Tagen allzu oft anwendete, gefug und geschmeidig, für die Bearbeitung des deutschen Wortschatzes ist es garnicht zu sagen, wieviel aus ihm allenthalben geschöpft und gewonnen werden könne oder müsse. — Eben darin, daß Schiller in etwas engerem Kreise der Sprache sich bewegt, liegt doch sein stärkerer Einfluß auf das Volk mitbegründet, denn seine Rede weiß alles, was er sagen will, zierlich ja prachtvoll auszudrücken und wird genau verstanden. Das Alterthum unsrer Sprache blieb ihm fremd, er hat sich untadelhaft, blos an der heutigen Schriftsprache groß erzogen, deren Macht er so bedeutend steigerte. Seine Lieder halten durchaus den Stil der gebildeten Gegenwart und stehen auf deren Gipfel, was dem Volk gefällt, dem gleichfalls die alte Weise der Vergangenheit fremd geworden ist, und das nur in den jetzigen Standpunkt vorschreiten und sich darin einweihen lassen will. — Tiefer, als es jemals geschehen, spricht sich J. Grimm in religiöser Beziehung aus. „Vielfach ist der Glaube unserer Dichter schändlich verdächtigt und angegriffen worden von Seiten solcher, welchen die Religion statt zu beseligendem Frieden zu unaufhörlichem Hader und Haß gereicht. Zu den Tagen der Dichter war die Duldung größer als heute. Welche Verwegenheit heißt es, dem, der blinder Gläubigkeit anheimfiel oder sich ihr nicht gefangen gab, Främmigkeit einzuräumen und abzusprechen! Der natürliche Mensch hat, wie ein doppeltes Blut, Aderu des Glaubens und des Zweifels in sich, die heute oder morgen bald stärker bald schwächer schlagen. Wenn Glaubensfähigkeit eine Leiter ist, auf deren Sprossen empor und hinunter zum Himmel oder zur Erde gestiegen wird, so kann und darf die menschliche Seele auf jeder dieser Staffeln rasten. In welcher Brust wären nicht herzquälende Gedanken an Leben und Tod, Beginn und Ende der Zeiten und über die Unbegreiflichkeit aller göttlichen Dinge aufgestiegen, und wer hätte nicht auch mit andern Mitteln Ruhe sich zu verschaffen gesucht als denen, die uns die Kirche an die Hand reicht! . . . Die lebendige Religion ist auch die wahre, vor ihr kann nicht einmal von Rechtgläubigkeit die Rede sein, weil scharf genommen alle Spizen des Glaubens sich spalten und in Abweichungen übergehen. Aus Männern, deren Herz voll Liebe schlug, in denen jede Faser zart und innig empfand, wie könnte gekommen sein, was gottlos wäre! Mir wenigstens scheinen sie frömmere als vermeinte Rechtgläubige, die ungläubig sind an das ihn immer näher zu Gott leitende Edle und Freie im Menschen.“ — Nach diesen herzerquickenden köstlichen Worten nur noch eine Bemerkung, die wir mit wahrem Jubel gelesen haben. — „Nicht einmal drei volle Jahre vor seinem Tode wurde Schiller der Adel zu Theil, und seitdem erscheint der einfache Name durch ein sprachwidrig angeschobenes von verderbt. Dem unerbittlichen Zeitgeist scheinen solche

Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja ohne Sinn. Ein Geschlecht soll auf seinen Namen, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edeln gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde übergehe, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Goethe oder Schiller entsprungen, aufhören sie zu besitzen? Es ist undeutscher Stil oder gar Hohn zu schreiben Friedrich von Schiller; über solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls.“ — Es sind noch viel Betrachtungen von sehr, sehr ernstem Gewicht, in dieser Rede; man möge sie selber nachlesen.

Aus Leipzig.

Auf die beiden großen culturhistorischen Feste ist ein kleines, locales gefolgt, das aber bei uns nicht weniger gemüthlichen Anklang gefunden hat: die Feier des Tages, an welchem Frau Günther-Bachmann vor 25 Jahren zum ersten mal unsere Bühne betrat. Sie ist, gegen die Gewohnheit unserer heutigen Künstler, stets auf derselben geblieben, obgleich sie sich unter andern Verhältnissen vielleicht ein glänzendes Loos hätte bereiten können; denn im Fach der Soubretten (Spiel und Gesang) hatte sie in Deutschland nicht leicht ihres Gleichen. Ein sehr glückliches, anziehendes Naturell, ein feiner, echt künstlerischer Sinn in der Auffassung jeder Rolle, ernstes Studium und harmonische Durchbildung, das alles findet sich in dem gleichen Maß nicht leicht zusammen. Es freut uns, daß Leipzig seine Dankbarkeit — diese Bezeichnung ist hier ganz am Ort — in entsprechender Weise an den Tag gelegt hat.

Berichtigung.

Im letzten Heft der Grenzboten (Nr. 50) ist auf Seite 439 Zeile 5 v. u. statt Westmann Westermann, auf Seite 440 Zeile 2 v. o. statt Lork's Zeitschriften Lork's Zeitheften und auf derselben Seite Zeile 8 v. o. Schwind statt Ewind zu lesen.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XIX. Jahrgang**. Die unterzeichnete Verlagsbandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1839.

Fr. Ludw. Herbig.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moriz Busch — Verlag von F. L. Herbig

in Leipzig.

Druck von C. G. Elbert in Leipzig.